



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Das deutsche Theater im neunzehnten Jahrhundert

Martersteig, Max

Leipzig, 1924

V. Kapitel: Deutsches Leben nach den Befreiungskriegen

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71797](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71797)



V

## Deutsches Leben nach den Befreiungskriegen

Eine „Schule des Charakters“ sollte der neue Staat werden, den der Freiherr vom Stein auf den von deutschem Blute getränkten Schollen der Heimaterde begründen wollte. Volk und Fürsten, Vaterland und Regierung sollten eine neue Einheit bilden, eine Gemeinsamkeit freigewordener politischer, wirtschaftlicher und sittlicher Kräfte; Rechte und Pflichten sollten gerecht auf alle Stände verteilt sein, so daß nicht mehr die Rechte bei einigen wenigen, die Pflichten dagegen bei den allermeisten wären. Das war in Aussicht gestellt als Lohn für das heiße Ringen um die nationale Unabhängigkeit und zugleich als Ziel der langen geistigen Entwicklungsarbeit der jüngsten Vergangenheit. Die Verleihung verfassungsgemäßer Rechte an das Volk war im Prinzip von den Fürsten zugestanden worden; und dieses selbst hatte zunächst unter der Spannung seiner Empfindungen, nach so glänzender Bewährung seiner Kräfte, eine bis dahin unbekannte Würde, Festigkeit und sittliche Besonnenheit an den Tag gelegt. Das Jahr 1813 gilt uns in Deutschland herkömmlich als die Geburtsstunde des modernen bürgerlichen Staats, als der Anfang jener bedeutungsvollen Entwicklung, deren weiterer Verlauf dem ganzen Jahrhundert Inhalt und Gepräge gegeben hat.

Die Weihe solcher Schicksalsstunden, wo ein Volk auf einen neuen Geist getauft wird, wo statt des Wassers Blut das Gelübde bekräftigt, behält lange ihre mythische Gewalt über die Gemüter. Ihre Illusionskraft ist nicht gering, aber sie trägt die Gefahr in sich, den Blick für das Tatsächliche bedenklich zu trüben. Das Glauben, Hoffen und Begeistern der Massen ist nicht auch immer zugleich die beste Bereitschaft für das Erwägen und Erwählen der Mittel, den neuen Zustand zu schaffen. Das Ethos wird leicht zur Phrase und die ihm verdankte Wohltat zur Plage. Wo sich Widerstände zeigen, Hemmungen, Schwie-

rigkeiten, die ein gleiches Aufgebot ernstest sittlichen Willens und gleiche Opferbereitwilligkeit von jedem einzelnen verlangen, wie in Zeiten erneuter Krisen, stimmt man gemeinsam das Siegeslied der großen Jahre an und meint damit schon genug getan zu haben...

Die Geschichte läßt uns nicht im Zweifel darüber, daß die dem Volk gemachten Versprechungen mit der auch im politischen Leben gebräuchlichen *reservatio mentalis* gegeben worden waren. Als die siegreichen Heere den Erbfeind aus Frankreich in die erste Verbannung getrieben hatten, die Gefahr endgültig beseitigt schien, war die wirkliche Absicht der deutschen Fürsten deutlich schon hervorgetreten: nicht ein geeinigtes Deutschland wünschten sie, sondern einen föderativen Bund der wieder selbständig gewordenen Staaten; die Wiederaufrichtung ihrer Autonomie, wie sie vor den Kriegen mit der Republik und dem Franzosenkaiser bestanden hatte, und nichts anderes hatten die Regierungen im Sinne. Die reaktionäre Umgestaltung, die das politische Programm des Volksmanns Stein auf dem Wiener Kongreß erfuhr, konnte die klarer Sehenden darum nicht überraschen: „Mit dem Augenblick im Anfang des Kriegs im Jahre 1813,“ schrieb Achim von Arnim 1816 an Görres, „wo ich erfuhr, daß Stein nicht an die Stelle Hardenbergs trete, gab ich auch jedes Dauernde und Tüchtige im Innern unseres Staats verloren.“

Die unmittelbar bemerkbare Verzögerung aller praktischen Maßnahmen zur Neugestaltung des nationalen Lebens ließ darum die vorhandene gehobene Stimmung rasch abflauen und rief an ihrer Stelle eine Gärung in Volkskreisen hervor, durch die der klare Blick für das zunächst Notwendige verschleiert und allerlei Spielereien und Utopien den sachgemäßen Zielen vorgeordnet wurden. Wenn es schon keinen Wein gab, so befränzte man einstweilen doch die Schalen und schuf sich mit Surrogaten einen künstlichen Rausch. Dabei aber behauptete sich doch der Glaube an die heraufkommende Freiheit des Geschlechts, der auch durch die deutlichsten Merkmale der sich vorbereitenden Reaktion nicht mehr zu erschüttern war. Man hielt es lange gar nicht für der Mühe wert, der drohenden Vergewaltigung einen Widerstand entgegenzusetzen, der von den Vertretern der Macht ernsthaft hätte genommen werden müssen. Diese illusionistische Benommenheit des deutschen Volks wurde die Quelle zahlreicher Irrungen, zugleich aber zeigte sie sich in der Folge als die Kraft, die nach einer Schule schwerster Kämpfe, durch Enttäuschung geläutert, unter der Wucht damals noch ungeahnter wirtschaftlicher Einflüsse umgeschweift, einzig doch die nationale Lebensfähigkeit bewahrte und förderte, während die staatliche Abkehr von der eingeschlagenen Entwicklungslinie sich schwer rächen sollte.

Daß in einem so langwierigen Prozeß die geistigen Äußerungen des kulturellen Lebens und besonders die von der Einbildungskraft und von sittlichem Empfinden beeinflussten Tendenzen erheblichen Schwankungen ausgesetzt erscheinen, ist nur natürlich. Die Ereignisse, von denen die deutschen Länder und ihre Insassen — denn von Deutschland und Deutschen zu reden liegt auch für diesen Zeitraum noch keine Berechtigung vor — betroffen worden, waren so wechselreich gewesen, hatten in so jäher Folge ein Auf und Nieder der Stimmungen veranlaßt, auf den nur flüchtig umgepflügten geistigen Brachfeldern war so viel verschiedenartiger Samen ausgestreut worden, daß es nicht wundernehmen kann, wenn die aufgehende Saat von Wünschen, Kräften und Interessen ein wirres Durcheinander darstellte, an dem einzig die Tatsache eines allgemeinen Wachstums erfreuen mochte. Über das Wie und Was der künftigen Lebensgestaltung herrschten sehr auseinandergehende Anschauungen je nach nationaler und sozialer Unterschiedlichkeit. Die in den Überlieferungen des absoluten Staats aufgewachsenen Fürsten dachten anders als ihre von der Zeitphilosophie zu patriotischen Tugenden erzogenen Minister; das Volk wieder hatte andere Ideale als diese und war unter sich, da die Fremdherrschaft sehr ungleiche Eindrücke hinterlassen hatte, auch nur sehr ungleichmäßig für die herantretenden Aufgaben gerüstet. Man braucht sich nur daran zu erinnern, daß die nationale Erhebung eigentlich nur von Preußen ausgegangen war und starken Widerhall nur in Osterreich gefunden hatte, daß aber schon in diesen beiden Hauptländern die endlich zu entscheidendem Handeln bewegenden Ursachen sehr verschieden empfunden worden waren: in dem politisch zusammengeschrumpften kleinen Preußen, wo Sichte und Stein die Geister geschürt hatten, war die Losung „Ehre und Freiheit“ ausgegeben worden; in Osterreich, wo man hauptsächlich der nicht endenden materiellen Opfer und der dauernden, den Wohlstand störenden Unruhe müde geworden war, hatte man nach „Gerechtigkeit und Ordnung“ gerufen. Da hatte sich für alle Zukunft eine Differenz in der Auffassung der nationalen Wiederaufrichtung aufgetan.

Disparater noch war die Stimmung im übrigen Deutschland. Nach dem Westen und nach dem Südwesten des Vaterlands hatte die nationale Bewegung nur abgeschwächte Wellen ergossen. Die Satrapenherrschaft des Napoleonismus hatte hier übel auf die öffentliche Meinung und das soziale Bewußtsein gewirkt. Aber man muß hinzufügen: übel nur im nationalen Sinne. Denn anderseits darf nicht übersehen werden, daß in diesen Ländern, die, gleich den zahlreichen rheinischen Staaten und Staatchen, vorher unter duodezfürstlichen und geistlichen Mißherrschaften unendlich gelitten hatten,

gewisse Wirkungen der cäsarischen Staatszentralisation als Segen und als Erlösung aus drückenden Verhältnissen empfunden worden waren. Millionen Deutschen war unter der Fremdherrschaft entschieden ein Zuwachs an persönlicher Freiheit geworden; sie hatten ein Aufblühen ihres wirtschaftlichen Daseins, das einige Jahrhunderte hindurch unter lebenshemmendem Druck gestanden, erfahren. Die Einführung des französischen Rechts hatte als Wohltat gewirkt und vielfach noch wahrhaft mittelalterliche Rechtsinstitutionen abgelöst. Gegenüber solchen greifbaren, das bürgerliche Leben bestimmenden Vorteilen war in weiten Gebieten die Verkümmern der vorher schon sehr spärlich entwickelten nationalen Empfindung der Massen kaum zum Bewußtsein gekommen. Im Gegenteil: man hatte sich endlich auch einmal als Glied eines großen Ganzen empfinden gelernt. Und die napoleonische Regierungskunst hatte es verstanden, üble Laune eigentlich nicht aufkommen zu lassen, hatte den Beherrschten so viel leibliches Wohlergehen gegönnt als mit den größer verstandenen Interessen des durch den einen mächtigen Mann repräsentierten Staates zu vereinen gewesen war. Dieser Mann aber wußte, daß man Kühen, die gut melken sollen, gute Weide gönnen muß. So waren nicht wenige der nur durch ein ganz loses Band an ihre nationale Kultur geknüpften deutschen Völkernschaften zur französischen Zivilisation hinübergezogen worden. Ein anderes dem gleichen Zweck dienliches Mittel war die Pflege von Wissenschaften und Künsten gewesen; auch diese hatten ihre wohlberrechnete Aufgabe innerhalb des französischen Systems zu erfüllen gehabt. Napoleon hatte sie um so blendender in den Vordergrund gerückt, als er wohl wußte, daß er dadurch das demokratische Bewußtsein der Völker für sich gewann und den Tugenden schmeichelte, auf die jeder Cäsar sich stützen muß. Als Menschenkenner und Menschenverächter hatte er die oberen Gesellschaftsschichten der eroberten Länder in stets großmütiger Sättigung ihrer Eitelkeit für sich einzunehmen gewußt und nebenher nie vergessen, für den Plebs, zu dem blendenden Prunk der gloire, nach bewährtem Rezept für „Brot und Spiele“ zu sorgen.

Die Vergnügungsanstalten in den eroberten Landesteilen wiederherzustellen und zu eröffnen, war darum stets die erste Sorge der Franzosen gewesen; die Theater namentlich hatten ihre Vorstellungen immer sofort wieder aufnehmen müssen — natürlich unter angemessener Reinigung des Spielplans von allem sonderlich Deutschnationalen. Das übrige hatte sich dann von selbst ergeben: Genußsucht, Eitelkeit, Habgier und das immer bereite Haschen nach persönlichen Vorteilen warben für die zu begründende neue Kultur unter der Ägide des kaiserlichen Adlers in kürzester Zeit und für alle

Verteidiger der unbeirrbar deutschen Tugenden beschämend erfolgreich. So war in einem großen Teile Deutschlands von einem lebendigen Empfinden der nationalen Schmach gar wenig zu merken gewesen; solange nicht gerade der Geldbeutel durch Kontributionen in Anspruch genommen war, hatte man sich gemeinhin der Bewunderung des Erbfeinds nicht ent schlagen können. In vielen wesentlichen Punkten war die erobernde Kultur als die reifere empfunden worden; und da sie zudem die mit Macht ausgestattete war, hatte man kaum einen Widerwillen gefühlt, sich in ihr einzuleben. Fürsten und Adel waren hierin mit belehrendem Beispiel vorangegangen.

Auch viele der führenden Geister in Wissenschaft und Kunst hatten dem Zauber der großen Persönlichkeit und den verlockenden Vorteilen der weitzügigen Zivilisation, die mit dem Eroberer heraufzukommen schien, nicht widerstehen können. Die deutschen Künstler und Gelehrten wußten freilich kaum, welche geringe Einschätzung sie von dem korsischen Imperator erfuhren; das Napoleonwort: „Ich betrachte die Gelehrten und die Männer von Geist wie Koketten; man muß sie sehen, mit ihnen plaudern, aber weder die einen zur Frau noch die andern zu Minister nehmen“ — war ihnen damals noch unbekannt. Goethe selbst, den der Franzosenkaiser als einen „Menschen“ unter Larven anerkannt hatte, meinte kopfschüttelnd: „Er ist ihnen zu groß!“ Ihm, dem übermütigen aber auch weit-sichtigen Emporkömmling war der größte Deutsche nicht zu groß erschienen, als daß er nicht versucht hätte, auch ihn vor seinen Siegeswagen zu spannen. Kaum anderes bedeutete es, als er Goethe anregte: „Sie sollten den Tod Cäsars auf eine vollwürdige Weise, großartiger als Voltaire, schreiben; das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen.“ Napoleon nannte nach diesem Gespräch den „Monsieur Goett einen bedeutenden Theaterkenner“. Wie Goethe damals aber dachten gar viele der führenden deutschen Geister — die hätten führen sollen! — daß dieses „Zeug der Welthändel“ sonst zu nichts zu brauchen sei, als künstlerische und philosophische Abstraktionen daraus abzuleiten. Bei Georg Brandes findet sich die Anekdote, die die oben umschriebene Tatsache illustrierend bestätigt: „Als Hegel seine Schlußworte der ‚Phenomenologie des Geistes‘ schrieb, daß die Weltgeschichte nur ein heiteres Spiel des sich in Geistesgestalt wissenden Geistes sei — da hielt Napoleon zu Pferde vor den Toren Jenas.“ Und aufrichtig stolz schreibt Hegel ein Vierteljahr später: „Wie ich schon früher tat, so wünschen jetzt alle der französischen Armee Glück, was ihr bei dem ganz ungeheueren

Unterschied ihrer Anführer und des gemeinen Soldaten von ihren Feinden auch gar nicht fehlen kann." Angesichts der breiten Wirkung, die Hegels Staatslehre künftighin in Deutschland ausüben sollte, tut man gut, an solche Ausgangspunkte dieser Weltanschauung sich zu erinnern, um ihren eigentlichen Charakter zu verstehen: die Weltgeschichte nur ein heiteres Spiel des sich in Geistesgestalt wissenden Geistes — nicht das Ergebnis der von den Kollektivinteressen diktierten Kämpfe der Rassen und der sozialen Gruppen, deren entscheidende Ausgänge abhängig sind von der Kraft und Ausdauer der Tüchtigeren. Ein „Spiel“ das Werden und Vergehen mächtiger Weltreiche, weil der in Geistesgestalt sich wissende Menscheng Geist den Wahn seiner Eitelkeit gern zur sittlichen Weltordnung aufbauscht. So mochte es freilich gelten, bis dieses Spiel zum bitteren Ernst der Tragödie sich wandelte.

Erinnert man sich dieser Zustände und Stimmungen, die anhielten, bis endlich das Schicksal selbst das dämonische Werkzeug, das es gebraucht hatte, zerbrach, und daß eigentlich auch dann unter den Millionen von Awaitenden, Stumpfen, Geduldigen, in behaglichem Egoismus Dahinlebenden nur eine verschwindend kleine Schar Mutiger aufstand, die die Flammen, die ins Vaterland schlagen sollten, schürten, durch die das große Werk der Befreiung und der Umänderung der gesamten europäischen Lage endlich gelang, so erscheint es beinahe nur natürlich, daß der erweckte Volksgeist, der einstweilen nur in der Kraft erregten Affektes sich stark gezeigt hatte, der nun benötigten bildenden Fähigkeit zunächst entbehrte. Wurden dann aber gar die eigentlichen Urheber der Wiedergeburt, die wohl wußten, daß mit der Besiegung des Feindes nur ein erster Schritt zur Gründung eines neuen Deutschlands getan war, beiseite geschoben, konnten und durften sie nicht nachdrücklich als Erzieher der Nation weiter wirken, so war abermaliger Verfall des Volksgeistes unvermeidlich. Und die Symptome dafür ließen nicht auf sich warten.

Eines nur unter vielem: Wenn nachgeborene Generationen nicht nur ein Recht, sondern sogar die Pflicht haben, der menschlichen Größe, auch wenn sie vormals als Feind und Geißel ihrer Vorfahren erschienen war, gerechte Würdigung zu zollen, so hängt es doch dem empörend mißhandelten deutschen Volke als unnatürliche Schwäche an, daß kaum, als die ersten Wunden verhärscht waren, in breiten Schichten eine widerwärtige sentimentale Verherrlichung der Napoleonlegende Mode werden konnte. Eine Mode, die auch der glühende Napoleonhaß der aus dem Königsberger Tugendbund erwachsenen Patrioten nie ganz verdrängte. Man sollte glauben, das damalige Geschlecht hätte bis zur Erfüllung des Befreiungswerkes,

also bis zur wirklichen Herstellung eines freien Deutschlands, Napoleon betrachtet, wie Kleist ihn vom Schüler im „Katechismus der Deutschen“ schildern läßt: „als einen der Hölle entstiegene Vatermördergeist, der herumschleicht in dem Tempel der Natur und an allen Säulen rüttelt, auf welchen er gebaut ist“. Das war freilich leidlich geschmacklos ausgedrückt, aber es gibt im Leben der Nationen Augenblicke, wo Geschmacklosigkeit ihnen besser ansteht als sentimentale philosophische Einsicht. Von solcher Betrachtung war jedoch auch nach dem Kriege wenig zu spüren. Wohl aber findet man im Jahre 1828 von einem vornehmen Stuttgarter Verlag ein Werk angezeigt unter dem Titel: „Napoleons Ehrentempel“, und um die nämliche Zeit spielte man ein deutsches Lied auf den Edelmüt des General Bertrand und die Romantik von St. Helena auf allen Drehorgeln . . .

Wenn Sichte der Nation gezeigt hatte, wie die sittlichen Postulate der Kantischen Philosophie, in reale Kräfte des Volkstörpers umgewandelt, zur Waffentüchtigkeit, zum Erfassen volkstümlicher Ehr- und Freiheitsbegriffe führen konnten, so hatte der Freiherr vom Stein dem ideellen Programm das der praktischen Aufgaben gegenübergestellt: der geforderten sittlichen Pflicht sollte das Recht der Mitbestimmung über Staat- und Volkswohlfahrt als Lohn und logisch notwendiges Korrelat zugestanden werden. Die bewegende Grundidee der französischen Revolution: die Souveränität des Volkes, war also gewissermaßen in einer deutschen Übersetzung als politisches Ziel einer notwendigen Reform anerkannt und damit sanktioniert worden. Dieser innere Zusammenhang der deutschen Bewegung mit den Leitmotiven des furchtbaren Sturmliedes, das noch in den Gemütern nachzitterte, war natürlich von den Regierungen keinen Augenblick verkannt worden. Man hatte sich schwer genug in das für die Notlage Unvermeidliche gefügt und sich heimlich wohl immer seufzend zugestanden, was Baron Marwitz später laut zu sagen den nicht zu beneidenden Mut hatte: „daß Stein noch größeres Unglück über die Monarchie gebracht habe als Napoleon“. Dieses „Unglück“ war aber nun einmal — unwillig zwar im tiefsten Herzen aber doch unzweideutig — durch den Erlaß von 1810, der die Herstellung einer Konstitution versprach, vom Fürsten Hardenberg als historische Notwendigkeit anerkannt worden; und obwohl schon das Pariser Friedensinstrument von 1814 deutlich genug erkennen ließ, daß der föderative Charakter des geplanten deutschen Bundes ein Verfassungsrecht auf konstitutioneller Grundlage ziemlich illusorisch machte, war, dem preußischen Volke wenigstens, das gegebene Versprechen durch die Verordnung vom 22. Mai 1815 nochmals ausdrücklich wiederholt worden.



Das nach vollzogenem Frieden allerorten zutage tretende Schwanken zwischen Wollen und Vollbringen, das halbe Zusagen und Wiederzurückziehen, die bald energielose, bald in maßloser Willkür sich äußernde Politik der Regierungen waren üble Anzeichen dafür, daß in einer solchen Schule des Staates jedenfalls nur sehr bedenkliche Charaktereigenschaften bei den Regierten großgezogen werden würden. Wenn schon in den Kabinetten nur Eifersucht, eigensinniges Festhalten an kleinlichen Interessen der Autorität und der Etikette, von diplomatischen Hohlköpfen zu Lebensfragen aufgebauscht, zu unaufhörlichem Markten herüber und hinüber führten, konnte von dem politisch noch in den Kinderschuhen laufenden Volke eine rationellere Behandlung seiner Angelegenheiten kaum erwartet werden. Indem man ferner an seinen als berechtigt zugegebenen Ansprüchen immer wieder drehte und deutelte, erzog man sich unflug und gewaltsam aus dem von unklarem aber doch gutem Willen beseelten Volk Rebellen: eine allen Extremen zuneigende Opposition und die den Volkscharakter vollends verderbende Neigung, auf krummem Wege zu erreichen, was auf dem graden, trotz aller heiligen Zusagen, nicht zu erlangen war. An Stelle des vertrauensvollen Rechtsbewußtseins trat nun auch beim Volke das Prinzip des Rechts und Heilschens; und damit wurde frühzeitig schon der ganzen Emanzipationsbewegung der Keim der Zersetzung eingepflanzt, der ihre sittliche Kraft und Würde bedenklich untergrub. In tragischer Verblendung nahmen dann die Regierungen aus den ersten Erzessen der aufgeregten Opposition den willkommenen Anlaß, aus der Halbheit in eine ausgesprochene reaktionäre Stellung zurückzukehren, und drückten dadurch dem politischen und kulturellen Leben der Nation jenen unheilvollen Stempel auf, der für die erste Hälfte des Jahrhunderts und darüber hinaus die Ohnmacht unseres Volkes in seiner politischen Entwicklung kennzeichnet.

Das Ziel der gewünschten Emanzipation klar zu erkennen, war wieder nur eine verschwindende Minderheit reif; der großen Masse schwebte nur ein sehr allgemeines Ideal von Glückseligkeit vor. Da schwirrten die seit drei Jahrzehnten ausgestreuten Ideen in den unreifsten Vorstellungen durch die Köpfe. Zu praktischen Äußerungen waren jene Ideen kaum je gelangt — außer eben in letzter Stunde zum einmaligen Aufschwung des „heiligen“ Krieges; sonst hatten sie fast nur die Beschäftigungen der Muße ausgefüllt und sich eigentlich nur der Literatur und dem Theater zugewandt. Es mag selbst Einsichtigen und Edelwollenden schwer zu denken gewesen sein, wie das damalige Volk im Sinne der von Stein intentierten inneren Politik hätte fruchtbar eingreifen oder zu solchem Tun auch nur erzogen werden können. Die damals besonders ruchlose Vielschreiberei —

bei der Abwesenheit einer kritisch läuternden Presse von volkstümlichem Charakter doppelt verderblich — hatte verheerend gewirkt; sie hatte sich allmählich jeder Anregung, die von den wirklich Kämpfenden und Schaffenden der großen Zeitwende ausgestreut worden war, bemächtigt, jede aber nachdrücklich für die Bedürfnisse und den Geschmack des Philisters breitgeschlagen. Wie ehemals die Ritter- und Räuberliteratur, die ‚Göz‘ und die ‚Räuber‘ hervorgerufen hatten, liefen nun zahllose Romane um, Erzählungen, Theaterstücke über die Abarten der freimaurerischen Ideen, des Illuminatenwesens, die Gründungen geheimer politischer und auf Sittenverbesserung hinstrebender Bünde. Allerdings schwärmte und sprach nun schon seit dreißig Jahren jeder Kannegießer, jede empfindsame Jungfrau von Emanzipation; aber nur die Karikaturen auf die Dummheit spekulierender Vielschreiber spukten in den Gehirnen. Man begeisterte sich für ‚Rinaldo Rinaldini‘ ebenso wie für Karl Moor und sah in jedem Juden ohne weiteres einen Nathan. Jede sentimentale Bühlerin wurde zu einer Milford hinaufgeschraubt; jeden Neger oder Indianer begrüßte man als einen gleichberechtigten, alle Europäer an Edelmuth gewöhnlich tief in den Schatten stellenden Menschenbruder. Neben diesem Unwesen der Aufklärung und Humanität um jeden Preis aber behauptete sich, ebenso eifrig kultiviert, der Hang zu allerlei Mystik, zu Geisterwesen und Zauberei. Die erotische Literatur der Zeit ließ wieder am liebsten ihre verführerischen Farben aus orientalischen Harems, aus Andalusien und Venedig oder sonst einer recht fern gelegenen, verlockenden Gegend. Der Abenteuerer in jeglicher Gestalt war das eigentliche bewunderte Ideal der Zeit, ob er nun Napoleon, Lovelace oder Cagliostro hieß.

In diesem „kultivierten moralischen Lazareth“ war Kozebue der richtige Heilsquacksalber gewesen. Die Romantiker hatten dann hygienisch zu wirken gesucht, indem sie die vorhandenen Neigungen zu vertiefen und zu veredeln trachteten, ohne ihnen ein fremdes Ideal aufzunötigen, wie der Klassizismus es ihrer Meinung nach wollte. Ihre Wirkung und die der „Romantischen Schule“ wird darum zunächst zu betrachten sein, nachdem einige ihrer Taten uns schon auf dem Boden des Goethischen Theaters beschäftigt haben.

Der Begriff „Romantische Schule“ ist sehr weitgespannt und foppelt schroffe Gegensätze der Richtungen und Leistungen, namentlich aber sehr verschiedene Phasen der Entwicklung der ihr angehörenden oder zugewiesenen Persönlichkeiten unter eine eigentlich sinnwidrige Aufschrift zusammen. Nicht einmal als Gegensatz zum „Klassischen Idealismus“ darf das Wesen des Romantischen bezeichnet werden. Sowohl der erste Romantikerkreis in Jena als auch die späteren Romantikergruppen in Berlin und in Heidelberg be-

rührten sich in vielen Anregungen und Leistungen dauernd mit denen Goethes. Von dem Heidelberger Kreis, der um Görres, Brentano und Arnim sich gebildet hatte, gingen, Herders beredter Propaganda für Ausbeutung der alten volkstümlichen poetischen Quellen folgend, die wertvollen, von Goethe auch warm anerkannten Bemühungen um das deutsche Volkslied, gingen, in weiterer Folge, die fruchtbaren Arbeiten der Brüder Grimm hervor und Stein konnte später mit gerechter Anerkennung des Geleisteten zu Böhmer sagen: „in Heidelberg hat sich ein guter Teil des deutschen Feuers entzündet, welches später die Franzosen verzehrte“. Je verwirrter aber und absurder die Zustände der sozialen und politischen Entwicklung wurden, je mehr die Hoffnung schwand, das Chaos einander widerstreitender Interessen der am Kulturwerke tätigen Kräfte zur Harmonie zu wandeln, desto mehr gerieten die Tendenzen der Romantik in eine Feindschaft zu aller Wirklichkeit, der ihre Anhänger schließlich nur das vieldeutige Wort „Poesie“ entgegenzusetzen hatten. Das war verhängnisvoll gewesen in einer Zeit, wo das große Heer der durch die Emanzipation Halbwachgewordenen ohnehin schon Extremen zuneigte; es war jetzt doppelt gefährlich, wenn nun die durch die Reaktion Verängsteten sich an die Heilswahrheiten des philosophischen und poetischen Subjektivismus, den die Romantiker vertraten, anklammerten, ohne doch nur die geringste Anlage zu subjektiver Selbständigkeit mitzubringen. Auch waren die Lehrer der Schule selten aus dem Holze, daraus Persönlichkeiten von kulturbildender Gewalt hervorzuwachsen, so schätzenswert die Vertiefung der Individualität bei den Einzelnen sein mochte.

Als Geister erster Ordnung unter den Begründern der Romantik bewährten sich eigentlich nur Fichte und Schelling. Ist Fichte um seiner eingreifenden Tat willen: durch seine feurige Beredsamkeit, seinen Appell an die sittliche Pflicht gegen das Vaterland die Erhebung des Volks vornehmlich bewirkt zu haben, den unvergeßlichen Wohltätern der Nation zuzuzählen, so ist doch in dem, was er als spekulativer Philosoph für die Kunst und Literatur geleistet hat, auch eine bedenkliche Wirkung nicht zu verkennen. Sein „metaphysisches Ich“, dessen Reich der Gedanke ist, das alle Realität nur begreift durch die Prägung, die ihr von dem „Ich“ verliehen wird, wurde recht eigentlich der Schlüssel, der den Wundergarten der Romantik — für viele leider ein Irrgarten — aufschloß. Die romantischen Schüler nahmen die Lehre als einen Aufruf zur persönlichsten Willfür: was hinderte sie, auch das „Nicht-Ich“, die gegebene Welt der Dinge rings um sie her, als Produkte ihres schöpferischen Subjektivismus aufzufassen und sie so darzustellen? Keine geringeren Gefahren lagen auf den Wegen der Naturphilosophie, die Schelling

erschloß, die auf rein philosophischem Gebiete zu den vielleicht wertvollsten Erweiterungen der Ethik — des Verhältnisses des Menschen zum All — führten, die das Jahrhundert erlebte. Auf die dichterischen Kräfte aber und für die moralische Auffassung des sozialen Daseins wirkte Schelling zunächst mehr verwirrend als klärend: die Kunst sollte nur die höchste Form der Geistigkeit bezeichnen, als welche die Welt überhaupt und im eigentlichen Sinne zu begreifen sei. Irreführend war auch die Benennung der diese Geistigkeit erschließenden Kräfte mit dem vieldeutigen Wort „Phantasie“. Die Phantasie, die den Inhalt der Natur und des Menschlichen doch nur in Bildern umschreiben, aber nie bestimmen kann, sollte das schöpferische Agens der wirklichen Welt sein. Das mußte dahin führen, daß die Romantiker alles Lebendige nur als Stoff und Material ansahen, woraus jeder, der sich ein wenig Prometheus fühlte, nach „seinem Bilde“ Dinge und Menschen formen mochte. Am Subjektivismus Sichtes und an Schellings Identitätsphilosophie haben sich gleichermaßen die literarischen wie die politischen Geister der Zeit orientiert — diese allerdings, um sich nach einiger Zeit mit dem Ungestüm der Renegaten von ihren Meistern wieder loszusagen. Eine Zeitlang jedoch waren die künstlerischen und die politischen Romantiker darin eines Glaubens, daß die Welt vom Geiste aus, der sich als aller Dinge Maß begriff, neu einzurichten und zu regieren sei. Und wie sie so den realen Boden unter den Füßen aufgaben, verloren die überheizten Schwärmer bald auch das Maß in der Beurteilung des Sittlichen, das nun ebenfalls durch die Freiheit der Phantasie aufgelöst erschien.

In der kritischen Haltung der ersten romantischen Zeitschriften, des ‚Athenäum‘ der Brüder Schlegel, der ‚Zeitung für Einsiedler‘ des Heidelberger Kreises, gaben die Romantiker sich als die Parteiläger Goethes gegen die Platitude in der Literatur — freilich auch schon als ausgesprochene Gegner des Schillerschen Pathos; so lange blieb ihre Richtung vornehm wie der Klassizismus selbst. Erst die zahlreichen, namentlich von Tieck protegierten Talente zweiter Ordnung, die den ebenso form- wie zügellosen Roman, angeblich nach dem Muster des Wilhelm Meister, beförderten, trivialisierten die von der Philosophie und der ethnologischen Forschung hergenommenen Motive und streuten sie als eine gefährliche Saat auf den Boden des Philisteriums aus.

Im Jahre 1798 hatte Friedrich Schlegel seine ‚Lucinde‘ veröffentlicht, die gewissermaßen in einer freien Dichtung das romantische Programm entwickelte. Schroffer konnte der Gegensatz zwischen dem von sittlicher Freiheit bestimmten Vernunftstaat, den Schiller der Wirklichkeit — dem Notstaat — entgegensetzte, und dieser po-

etischen Welt, wie sie Schlegel als Reich der „freien Sittlichkeit“ der Wirklichkeit gegenüber konstruierte, nicht zutage treten. Die Lucinde war schlecht und recht eine Verherrlichung des Genusses, ein Aufruf, der durch die Sinne im Innern sich ankündigenden Sehnsucht nach der höheren Welt eine wenn auch nur träumerische Befriedigung zu suchen. Denn diese Sehnsucht entsteige den tiefen Quellen der Natur und führe uns zu diesen zurück und zu ihren Geheimnissen. So könne der Mensch über alle Gesetze, die ihn zu binden scheinen, hinauswachsen. Das Aufsehen erregende Buch mit seiner philosophierenden Apologie der erotischen Lüsternheit, das der Autor vielleicht wirklich nur unter die Menge warf, „um die Lorbeern des Standals zu ernten“, sprach im Grunde dennoch die Lebensanschauung aus, die in zahlreichen der als gebildet und künstlerisch angeregt geltenden Kreise damals herrschte. Es bezeichnet das sittlich-geistige Niveau einer Gesellschaft, die vermöge ihrer an der philosophischen Emanzipation abgefärbten „Moral“ sich allerdings hoch über die philisterhafte Welt erhoben hatte, aber ebenso auch schon wieder über den gediegenen Geist der Aufklärung und über das Ideal eines veredelnden künstlerischen Durchdringen des Lebens, wie sie Goethe und Schiller leitete. Vollends war man weit davon entfernt, Kants Lehre vom „kategorischen Imperativ“ in die Praxis des Daseins umzusetzen. Mit einem im Grunde frivolen Egoismus hatte man vielmehr die sittlichen Postulate der philosophischen Aufklärung zur Karikatur umgewandelt und führte diese nun gegen alle und jede Konvention ins Feld. Im Jahre 1799 schon schrieb der in diesem Punkt selbst recht erfahrene Jean Paul, als er durch Jena und Weimar gekommen war und diese vom romantischen Geist berauschte Gesellschaft kennen gelernt hatte: „eine geistige und größere Revolution als die politische, und ebenso mörderisch wie diese, schlägt in dem Herzen der Welt. . . . Hier ist alles revolutionär kühn, und Gattinnen gelten nichts. Wieland nimmt im Frühjahr, um aufzuleben, seine erste Geliebte, die La Roche, ins Haus, und die Titanide (Charlotte von Kalb) stellt seiner Frau den Nutzen davon vor“. Hinter diesen sozialen Revolutionsgelüsten stand nicht, wie bei der Emanzipation der Aufklärung, der glühende Drang nach Befreiung von wirklich fesselnden Institutionen; diese Kreise hatten durchaus nicht gegen ein lange aufgehäuftes Unrecht des Lebens den Kampf ergriffen, sie bekämpften nur, wie Brandes gut bemerkt, dessen „Prosa“. Willkür war das Stichwort dieser Gesellschaft wie in der schlimmsten Demagogie. Und daran hatte sich trotz der Not des Vaterlands, trotz der Jahre der tiefen Erschütterung der Geister, bis 1815 wenig geändert. Ein Gefühl für die Allgemeinheit war in dieser Kaste überhaupt nicht zu wecken gewesen; in keinem Sinne

kam ihr etwa das Leiden der Gattung zum Bewußtsein; nur das persönliche Bedürfnis, sich in der gekünstelten Welt überspannter Ideen recht behaglich einzurichten, wurde vernommen. Das unterscheidet auch die Dichter dieser Kreise von den in ähnlicher Richtung strebenden späteren englischen und französischen Schriftstellern. Von der kühnen Ader der gesellschaftlichen Satire eines Byron schlug nichts in ihnen; das glühende Freiheitideal sozialer Glückseligkeit eines Shelley war ihnen fremd; und bei allem künstlerischen Vermögen, erhob sich doch keiner der deutschen Romantiker zu dem sozialen Pathos, das, trotz aller Verzerrungen im poetischen Sinne, später Viktor Hugos Dichtung durchglüht. Während in Frankreich und England die Romantik immer mehr soziale Freiheitdichtung wurde, neigte sie in Deutschland, durch die phantastische Schwärmerei immer mehr entkräftet, allmählich einem unfruchtbaren Mystizismus zu. Weil die Philosophie sich von der teleologischen Weltanschauung losgemacht hatte, lehnte die deutsche romantische Gesellschaft jedwede Verantwortlichkeit gegen die Allgemeinheit ab: Zwecklosigkeit des Daseins, geistreicher Müßiggang galten ihr als Kennzeichen und Privilegien einer in ihrem Sinne „freigewordenen“ Menschheit.

Wie dieser freiheitliche Geist in Wahrheit beschaffen war, zeigte sich bald in seiner Stellung zu den religiösen Fragen. Es war ein Vorgang von symptomatischer Bedeutung gewesen, daß die vielen anrühige ‚Lucinde‘ Schlegels in einem der geistvollsten protestantischen Theologen den Verteidiger gefunden hatte, in Schleiermacher. Diese ‚Lucinde‘, von der die Spottlust der Aufgeklärten sang:

„Der Pedantismus hat die Phantasie  
Um einen Kuß; sie wies ihn an die Sünde;  
Srech, ohne Kraft, umarmt er die,  
Und sie genas von einem toten Kinde,  
Genannt Lucinde“ —

hatte Schleiermacher veranlassen können, das heikle Thema der freien Liebe metaphysisch zu verklären. Er war bei dieser Verherrlichung des Romans sicherlich von weit tieferem Ernst geleitet als Schlegel selbst. Seine Darlegung, daß der überwältigende erotische Trieb im Menschen eben auch eine Emanation des Göttlichen darstelle, war wohl zu verstehen und als Zuwachs im sittlichen Empfinden zu begrüßen; nur die Schlußfolgerung, daß deshalb, weil dieser Trieb göttlich sein könne, auch jede nach philiströser Ansicht aus ihm erwachsende soziale Verpflichtung abgelehnt werden dürfe, erschien ruchlos. Damit war der Grundstoß aller sozialen Organisation, der, wenn schon nicht notwendig in der Ehe, so doch in der Familie liegt, angegriffen. Für alle willkürlichen Neigungen, Gelüste und Leidenschaften war ein Asyl geschaffen, ein Allerheiligstes mystischer Meta-

physik, wo der Begriff der Schuld selbstverständlich in keinem Sinne mehr Geltung hat. „Des Menschen Bewußtsein von Gott“, hatte Hegel gelehrt, „ist Gottes Selbstbewußtsein“. Nun, der romantische Mensch tat einen Schritt weiter und erklärte einfach seine von Leidenschaften erhitzte Phantasie als ein überall zuverlässiges Medium des Gottesbewußtseins; eine Weltauslegung, auf welche wir auch in der Neu-Romantik am Jahrhundertende wieder stoßen werden.

So trat, auch nach dieser Seite hin, der Romantismus der idealistisch-philosophischen Aufklärung feindlich gegenüber und neigte dahin, eine bequeme Art freier Religion an ihre Stelle zu setzen. Man sehnte sich aus der Halbheit einer rationell angehauchten Kirche, die den Verstand nicht befriedigte, das Gefühl aber dafür mit unbequemen moralischen Forderungen knechtete, hinaus und hinter den mystischen Schleier des alten Christentums zurück. Man war nicht annähernd gesund genug, etwa mit aller religiösen Form zu brechen, wie die Aufklärung es wollte, denn dieser Gesellschaft ging nichts mehr gegen den Strich, als sich, wenn man sich schon als freies Produkt der Natur empfand, nun auch den Konsequenzen eines harten Lebensgesetzes zu unterwerfen. Im Gegenteil: man wollte sich zu einer Ausnahmemenscheit emporheben, die mit der Not des gemeinen Hausens nichts zu tun hat. Und dieser Hang zum Quietismus zeitigte dann die in jenen Jahren so zahlreich erfolgenden Rücktritte zur katholischen Kirche.

Will man diesen Wandel optimistisch betrachten, so wird man sagen, daß der Mangel an greifbaren Zielen einen großen Teil der Intellektuellen in eine müde Resignation zurückgetrieben habe; neigt man einer skeptischeren Beurteilung zu, so wird man in dem Aufschwung der Jahre von 1810 bis 1813 nur die rasche Blüte sehen, die, wie in der nordischen Steppe, ein Wärme tragender Föhn zu üppiger Entfaltung bringt, die der nächste trockene Wind aber sofort wieder vernichtet, so daß alles Leben vom Boden aufgesaugt erscheint. In beiden Fällen aber kann man nicht übersehen, daß neben der staatlichen Reaktion eine geistig-soziale einherging, von deren Trägern viele in den Reihen der Romantiker standen und in Kunst und Literatur den Ton angaben. Der Volksache, die tüchtige Anwälte damals mehr als je bedurft hätte, wurden diese Führer jedenfalls untreu; und so entbehrt der Vorwurf, den der Liberalismus später sehr verallgemeinert erhoben hat, daß die Romantik die Entstehung eines ausgebreiteten Charakterlumpentums gefördert habe, nicht mancher zutreffenden Begründung.

Erst als die Romantik in die mystische Duntelede eingelenkt hatte, gewann sie an Boden in wohl vorbereiteten breiten Schichten des Volks, die ja dem metaphysischen Subjektivismus der ersten Führer

wenig zugeneigt gewesen waren und mit der „immanenten Sittlichkeit“ wenig anzufangen gewußt hatten. Die Anhänger der Romantik dieser Bildungsschicht rüdten nun mit geheimer Wollust anstelle der widerspruchsvoll gewordenen, von der Kritik diskreditierten kirchlichen Religiosität den Aberglauben an eine dunkel verhüllte Vorsehung und ließen sich die Natur, die, in ihrer rationellen Wesenheit, ihnen beinahe schon verächtlich geworden war, wieder gruselig-heimnisvoll bevölkern. In diesem Sinne fallen die wüsten Auswüchse des nun in Mode kommenden Schicksalsdramas und der sogenannten Rührstücke allerdings auf Rechnung der Romantiker und nicht auf die Schillers, dem man die Schuld zuzuwälzen versuchte, weil sein Abfall vom sittlichen Idealismus in der ‚Braut von Messina‘ die eintretende Geschmacksverirrung veranlaßt habe. Bei genauem Zusehen erweist sich überhaupt die gesamte Dichtung des zweiten und dritten Jahrzehnts als entartete Frucht vom Baume der Romantik. Denn waren deren Begründer im Recht gewesen, den seichten Rationalismus als „eine plebejische Weltanschauung“ zu bekämpfen, so fehlte ihren Nachfolgern doch jegliches bildende Vermögen, das Volk zu einer höheren Geistigkeit emporzuziehen, ihm etwas zu schaffen, was als Ersatz für die banale Aufklärung hätte dienen können.

In den Wirkungen zweiter Reihe, in ihren popularisierten Formen ist die Romantik dem deutschen Leben des ganzen Jahrhunderts zum Schaden geworden. Das von ihr abgeleitete und immer einen spöttischen Beiklang tragende Wort „romantisch“ weist nicht nur auf die zu beklagende Schwäche den wirklichen Lebensaufgaben gegenüber, es deutet auch immer auf den Abfall jener Zeit vom Idealismus der Väter. Romantisch heißt nun die in allen empfindsamen und gebildet scheinen wollenden Schichten sich ausbreitende Vorliebe für das Absonderliche und Abenteuerliche. Nun wurde es „vornehm“ für alles alte, efeuumsponnene Ruinenhafte zu schwärmen, für zerbrochene Türme, zerstörte Burgen und Klöster, für den ganzen Apparat von Merkwürdigkeit, der für die große Mehrzahl heute noch Ziel und Zweck des Wanderns und Reisens — und des Kunstgenusses ist. In jenen Tagen vollends war es Gewissenssache höherer Bildung geworden, vor sagenhaftem Spuß und jeder Art von Altertümlichkeit ehrfurchtsvoll zu erschauern; das ästhetische Moment kam dabei kaum zur Geltung, sondern nur der Geist der daraus lebendig zu werden schien. Die Mütter, Töchter und Mägde der Bürgerfamilien verschlangen damals die Lektüre von ungezählten Ritter- und Klosterromanen; und wenn die mystisch erhitzte Phantasie ein Ausruhen im Real-Sinnlichen verlangte, so griff man, wie früher zu Wieland und Crébillon, nun zu den Romanen von Claren,



Julius Doß, Schilling und verwandten Vielschreibern, die von der Romantik gelernt hatten, ihre spießbürgerliche Empfindung mit den bunten Lappen einer phantastischen Erotik aufzupuzen. Während alle Welt das Wort von der Emanzipation des Volks im Munde führte, schien man keine andere Beschäftigung für so ernsthaft zu halten als die, die Welt durch farbige Gläser anzusehen und sich illusorisch in ein erhöhtes, verschöntes Dasein zu versetzen. Wobei ja zugegeben ist, daß die Welt, ohne diese Beleuchtung gesehen, damals ganz besonders erbärmlich und ungerecht erscheinen mochte. Der Philister von ehemals entzündete nun an der grotesken Phantastik E. Th. A. Hoffmanns seine Einbildungskraft zur Siedehitze und sein Pathos an den Helden der Souqueschen Romane und Dramen, für dessen berühmtesten, den Sigurd, Heinrich Heine den Spott fand: „er hat soviel Mut wie hundert Löwen und soviel Verstand wie zwei Esel“.

\* \* \*

In einfacheren Linien verlief eine andere Hauptbewegung der vollstümmlenden Emanzipation: die, aus der der eigentliche Liberalismus geboren wurde. Die politischen Nöte des Vaterlands hatten sie ins Leben gerufen und glühende Patrioten von fast ausnahmslos großen Charaktereigenschaften ihrer Seele Sprache und Ausdruck gegeben. Ernst Moritz Arndt in seinem ‚Geist der Zeit‘, Schenkendorf in seinen Liedern und wieder Fichte in seinen ‚Reden an die deutsche Nation‘. Auch Jean Paul im besseren, dem sittlichen Problem zugewandten Teil seines Wirkens ist hier zu nennen. Ludwig Jahn aber war es, der diesem Geiste dann ein eigentümliches soziales Gepräge gab. Innigkeit, Schlichtheit und Frömmigkeit sollten die Wurzeln dieses neuen Gesellschaftsbaumes sein, Zucht an Körper und Seele seine Blüte und Frucht. Das war die Tendenz der patriotischen Bewegung, wie sie in den Burschenschaften, in den von Jahn begründeten Turnvereinen zutage trat und die sich vom Geiste der Romantik im Kerne unterschied. Auch die Patrioten führten Krieg gegen die Konvention, gegen Zopf und Gamasche, und nahmen das sogar so wörtlich, daß sie sich darin gefielen, ihre Ungebundenheit auch auf die Art sich zu kleiden, auszudehnen. Sie wollten sich ebenso von dem verdorbenen Geschmack der aristokratischen Gesellschaft lösen wie von dem des laßbuckelnden Philistertums. Ihr Heroismus suchte in der altertümlichen Form eine Anknüpfung an den Geist der germanischen Heldenzeit, die besonders der sangesfreudige Uhlend wieder aufleben ließ. In Theodor Körner aber verehrten sie ihren Apollon-Achilleus: das echte Pathos seines menschlichen Schicksals ließ sie das leichte und aufgebauscht des Poeten für

voll nehmen; eine bedeutsame Täuschung, der andere, schmerzlichere, folgten.

Immerhin durfte dieses junge „Teutschthum“ glauben, daß es der Schmied des Schwertes war, das die Kette des Tyrannen zerbrochen hatte, und daß es berufen wäre, nun auch die geistige Waffe zu stählen, das Volk vom Joch der politischen Unmündigkeit zu befreien. So entstand der Typus des deutschen liberalen Mannes, der für die Rechte des Volks seinen Mut vor Königsthronen bewährt; und um dieses teure Bild ballte sich ein Nimbus, der selbst dann noch verklärend strahlte, als die damals verfochtenen Ideale längst in leere Phrasen sich gewandelt hatten und als Deckmantel für recht unvolkstümliche Kasteninteressen dienen mußten. Dem Liberalismus jener Zeit war wirklich Freiheit und Ehre des Vaterlands die Losung für die Welt; Freiheit und Ehre des Mannes das Pflichtgebot für das innere Leben. Es war der Geist, der nach vollendeter Waffenarbeit, aus den Reihen der Freischaren und der Armee Scharnhorsts auf die deutschen Universitäten übergegangen war. Hier nahm man es wirklich ernst damit, sich für die Arbeit am inneren Ausbau des Vaterlandes geistig und sittlich vorzubereiten und in den Burschenschaften besonders lebten die Ideen des Königsberger Tugendbundes weiter. Alle praktische Verwirklichung aber dieser Zukunftshoffnungen stand und fiel, wie wir wissen, mit den politischen Reformplänen Steins; mit der Unterbindung dieser Reformen war auch das Schicksal dieser Bewegungen von vornherein tragisch besiegelt.

Das patriotische junge Teutschthum teilte ersichtlich gewisse Züge mit der Romantik; die zum mystischen Wesen ausartende christlich-germanische Schwärmerei einzelner Burschenschaften entsprach dem in der späteren romantischen Literatur herrschenden Geiste sogar durchaus. Nur war diese Romantik aus anderen Motiven entstanden, aus wesentlich erzieherischen: man suchte dieser Art die aus dem vorigen Jahrhundert überkommenen rohen Studentensitten einzudämmen. Diese, hauptsächlich von den „Teutonen“ gepflegte, Richtung wurde aber, wie auch die streng sittliche und wissenschaftliche der „Arminia“ von der radikal-liberalen, der populärsten Burschenschaft, der „Germania“, überboten. Die Germanen waren es, die das schwarz-rot-goldene Panier eines freien und geeinigten Deutschlands in den Zeitkampf trugen und die Entrüstung gegen alle Art von politischem Druck schürten; die Front machten gegen das öde, schlaffüchtige Philistertum und vor allem verhindern wollten, daß die deutsche Sache in Abhängigkeit von den Interessen der ausländischen Politik gerate. Ganz durchdrungen von der Unbesiegbarkeit seines guten Rechts, sah dieser junge Liberalismus im Geiste schon ein tausendjähriges Reich von Freiheit, Ruhm und Größe anbrechen

und gefiel sich in allerlei abenteuerlichen Demonstrationen, von denen die im Jahre 1817 auf der Wartburg begangene die das Schicksal dieser ganzen Bewegung entscheidende werden sollte.

Unter den Büchern und symbolischen Gegenständen, die am Gedenkabend der Leipziger Völkerschlacht in jenem Jahre als Zeichen gebührender Verachtung in den lodernnden Holzstoß geworfen wurden, neben den perfiden Schriften des berüchtigten Universitätsrektors Schmalz, neben den Erlassen des Justizministers von Kamph, dem Code Napoléon — der unverdient diese Schmach erlitt — neben der Perücke und dem Manenschnürleib ging auch des russischen Staatsrats Augusts von Kozebue „Deutsche Geschichte“ in Flammen auf. Die dramatischen Werke des fruchtbaren Theaterdichters entgingen dem Scheiterhaufen; sie mitzuverbrennen, wäre zwar eben so töricht und unnütz aber als ein Zeichen erwachender ästhetischer Gesundung bemerkenswert gewesen. Doch selbst auf seine „Deutsche Geschichte“ war Kozebue eitel genug, um infolge der ihm widerfahrenen Schmach durch russischen Einfluß die berüchtigten Denunziationen bei den deutschen Regierungen zu veranlassen. Die Folgen dieser hämischen Rache und der sonstigen Dienste, die er als politischer Kammerdiener der russischen Regierung leistete, wie die Vergeltung, die an ihm vollzogen wurde, sind bekannte Tatsachen. So erbärmlich Kozebues Wirken dem jäh erwachten Gewissen der Zeit scheinen mochte, es stand sicher nicht im gerechten Verhältnis zu der verblendeten Tat Karls Sand, unter dessen Dolche dieser charakterlose Verwüster unserer Kultur sein Epikuräerdasein endete; aber weit verdammenswerter doch als diese Tat war das brutale Strafgericht, das ihr folgte. Selbst Goethe betrachtete Kozebues Ermordung als „eine notwendige Folge höherer Weltordnung“, fand dafür aber freilich einige Jahre später auch die Einrichtung der „heiligen Allianz“ — ehrfurchtgebietend.

Die Karlsbader Beschlüsse von 1819 — im sechsten Jahre nach dem bewunderten Erheben deutscher Volkskraft — stehen auf der Tafel der Geschichte als die Grabinschrift, welche die Regierungen der bedeutungsvollsten Epoche deutschen Geisteslebens zu setzen beliebten, als eine Generalquittung der Dynastien für die aufopfernden Leistungen ihrer Völker.

Ein großes Schicksal hatte die deutsche Nation durch ein halbes Jahrhundert geleitet; die Monumente furchtbarer Prüfungen und solche erhabener Taten standen an dieser Zeitstraße. Wer sie mit Bewußtsein gegangen war, mußte erkennen, daß Kräfte stolzer Art, um die glücklichere Nationen Deutschland beneiden konnten, zu einer großen Erfüllung äußeren und inneren Geschicks sich bereitet und geäußert hatten. Diese Zuversicht hätte Herrscher wie Volk befeelen

sollen. Aber nun zeigte sich, daß man mit dem großen Schicksal nur gemarktet hatte, daß es innerlich nicht gelebt worden war. Die zum Führen Berufenen erlagen der ersten Probe auf eine erworbene höhere Kultur und schämten sich nicht, gegen den neuen Geist des Jahrhunderts zum blutigen Kezengericht das Hezenwerkzeug aus den Rüstkammern der finstersten Vergangenheit hervorzuholen. Das reaktionäre System schien nur auf die Gelegenheit gelauert zu haben, mit einem Schein des Rechts alle gegebenen Versprechungen zurückzunehmen und den liberalen Geist mit der Wurzel auszurotten.

Wie einschneidend diese Wendung für den Kulturzustand gerade jener Zeit war, das sind wir, angesichts des in einzelnen Erscheinungen tapfer zutage tretenden Widerstands und des schließlich doch errungenen Siegs, zu übersehen nur zu sehr geneigt. Damals war zunächst ein fast vollständiger Niedergang der Emanzipation unverkennbar. Die soziale Kraft wenigstens der volkstümlichen liberalen Entwicklung, die sich ohnehin nur schwach geregt hatte, lag gebrochen. Die Masse, das Volk, das ihr angehangen hatte, sank erschrocken in eine kriechende Resignation zurück und beschränkte sich im allgemeinen auf ein sentimentales Bedauern des Märtyrertums der Einzelnen. Eine ruhige, gesunde Entwicklung des neuen Staats war nach diesem Schlage ganz unmöglich: so mußte der Liberalismus begreiflicherweise zum Demagogentum hinabsinken. Schlimmer noch auf den Volksgeist wirkten die Abtrünnigen, die Überläufer ins Lager der Macht, die der Unzahl von schwachen Charakteren das Beispiel der Gesinnungslosigkeit gaben. Und wenn auch das Schicksal der Standfesten, die im Laufe der Jahre zu Hunderten gemäßigelt wurden, die Trauer der lebhafteren Patrioten wach hielt, so breitete sich doch über die Gesamtheit von diesem Zeitpunkt an eine Schlawheit und Gleichgültigkeit in politischen und geistigen Lebensfragen, wie sie selbst hundert Jahre früher, als der Absolutismus noch in Blüte stand, kaum vorhanden gewesen war.

Ruhe um jeden Preis wollten die Regierungen haben und Ruhe um jeden Preis wollte schließlich auch wieder der brave Durchschnittsdeutsche. Von den „Feuerbrünsten Europas“ sah er sich keinen Vorteil ab. Eine zweite Periode deutschen Philistertums zog herauf, die der ersten nichts nachgab, nur darin vielleicht noch übler wirkte, daß die angeregten Geister, da Taten nicht zu leisten waren, sich an dem Kauf der Phrasen, die von der großen Zeit herüberklagen, begnügen ließen. Gänzlich philisterhaft waren jene „Konstitutionchen“, die in den mittel- und süddeutschen Staaten zustande gekommen waren; in den von den Regierungen höhnisch behandelten Miniaturparlamenten entarteten die liberalen Vorkämpfer rasch zu Klopffechtern für kleinliche Vorteile und wurden verbohrete Doktrinäre.

Die Karikatur des neuen Staates war darin geschaffen worden, und es erscheint heute begreiflich, daß Österreich und Preußen zögerten, auf diesem Wege nachzufolgen.

Die Zeit des prophylaktischen Regierens war heraufgekommen, das System des Vorbeugens; lieber zu wenig Kultur als eine solche, die das Volk anmaßlich machen konnte. Durch den Galopin Genz — ein ewiges Muster geistreicher Charakterlosigkeit oder charakterloser Geistigkeit — hielt die diplomatische Kreuzspinne Europas, die ihre Neze ein halbes Jahrhundert über das deutsche Geistesleben spann, hielt Metternich die deutschen Kabinette im Wettstreit, die gesamte Öffentlichkeit zu einer Kranken- und Rekonvaleszentenstube, in die kein frischer Luftzug zugelassen werden durfte, umzuwandeln. Literatur, Kunst und namentlich das Theater wurden als Verbreitungsorgane unbequemer Ideen unter Polizeiaufsicht gestellt. Man unterdrückte sie nicht, im Gegenteil, man begünstigte sie, aber freilich unter der Voraussetzung, daß sie die von ihnen gewünschten Krankenwärterdienste gewissenhaft erfüllten. Und namentlich in dem Lazarett Deutschland war ein großes Bedürfnis nach allerlei süßem Rauchwerk, nach angenehm schmeckenden Schlummertränkchen. Man kennt die begehrende Art und die zugleich auch rührende Genügsamkeit aller auf strenge Diät Gesetzten. Für diese Dienste eigneten sich die zu Mystikern, zu offenen und versteckten Jesuiten gewandelten und von ihrer seelischen Vertiefung abgefallenen Zöglinge der romantischen Schule ausgezeichnet. Das waren trätablere Leute als die ihr Märtyrertum mit Emphase tragenden Deutsch-Liberalen. Die Regierungen brauchten neue Stützen, die einen Augenblick ins Schwanken gekommene Autorität wiederherzustellen, und redemächtige Priester, die Königtum und Kirche der Menge wieder als das irdische Satum heilig machten. Das mußten geistreiche Leute sein, in den Künsten der romantischen Dialektik wohl erfahren. So konnte es geschehen, daß, um nur ein Beispiel zu nennen, aus einem der glänzendsten Vertreter des freien Weltbürgertums, aus Clemens Brentano, der Charlatan wurde, der mit den Enthüllungen der Nonne Emmerich hausieren ging und den ehemaligen starren Republikaner Joseph Görres zum Mystiker umschwakte, daß es der frommen Propaganda desselben Mannes gelang, dem fast bedeutungslos gewordenen Schauspiel der Ausstellung des heiligen Rodes in Trier wieder eine Million Teilnehmer zuzuführen.

Dagegen gewannen die gemäßigten Verfechter des liberalen Gedankens, trotz aller Rührsamkeit durch ihre meist nur kurzlebigen Zeitschriften, im breiten Publikum keinen Boden. Zu einer künstlerischen und dabei doch populären Bedeutung erhoben sich unter ihnen jener Zeit nur wenige, — eigentlich nur Heinrich Heine; doch

fällt auch dessen Wirkung auf die Massen erst in die nächstfolgende Periode, als die Julirevolution den sozialen Charakter der deutschen freiheitlichen Bewegung wesentlich beeinflusst hatte.

\* \* \*

Buntschedig wie ein Harlekinskleid, kann man sagen, war die Kultur dieser Jahre vor 1830 und ihre Zivilisation. Alle Bewegungen der letzten dreißig bis vierzig Jahre hatten ein wenig am Volke abgefärbt und dessen Denkweise bestimmt; nun floß das Widerspruchsvollste in seinen Neigungen zusammen. Besonnenheit, Klarheit und Konzentrierung auf das gesteckte Ziel, auf das Ideal einer vollstümlichen Kultur, das so reichlich beschwaßt worden war, fehlte dagegen in allen Schichten. Dem romantischen „Wolkenkuckucksheim“ war ein politisch-liberales Gegenüber gebaut worden: beides Luftschlösser. Überall am liebsten ein Flüchten aus der Wirklichkeit ins Phrasenhafte, Umnebelnde oder zur Ablenkung, zur Spielerei. Es darf auch hier wieder darauf hingewiesen werden, daß, nach den Zeitschriften jener Epoche zu urteilen, die Nation damals nur von schöngeistigen und wissenschaftlichen Abhandlungen zu leben schien. Sie lebte auch davon und zur Entschuldigung konnte sie nur geltend machen, daß politische und soziale Themata zu behandeln unter dem Drucke der Reaktion unmöglich war. Schlimmer aber ist, daß bei näherem Zusehen diese massenhaft geübte belletristische Kritik nicht viel mehr als ein geistreiches Geschwätz ohne alle ernsthaften Gesichtspunkte darstellt. Das Unkraut der halbgebildeten Familienjournalliteratur war erst im Aufspriessen, aber an Kalendern, Almanachen, Modejournalen und Taschenbüchern, die mit Lyrik, Novellistik und ästhetischen Abhandlungen aufwarteten, verbrauchte jene Zeit schon erkleckliche Massen. Die eigentlichen geistigen Taten geschahen, und die Bücher, die sie behandelten, existierten nur für eine ganz geringfügige Elite der Gebildeten.

Neben der eben bezeichneten Literatur pflegte die bürgerliche Gesellschaft mit Vorliebe Musik; freilich zumeist nur die süßlichen und trivalen Gattung: Czerny, Cramer, Dussek, Field, Kalkbrenner waren die Komponisten des deutschen Hauses im ersten Drittel des Jahrhunderts. Erst im vierten Jahrzehnt fing Beethoven an, breiteren Boden zu gewinnen; bis dahin galt sein ‚Fidelio‘ als langweilig und unverständlich und mit seinen Symphonien und Sonaten wies ihn mehr als ein geistvoller Kritiker ins Tollhaus. Für die häusliche Musikpflege war Klavier mit Flöten- oder Gitarrebegleitung äußerst beliebt, und in den Konzerten erregten Virtuosen auf diesen Instrumenten, auf dem Sagott, dem Waldhorn, auf der Posaune,

ja sogar auf der Mundharmonika das Entzücken des Publikums. Der lebenswürdige, kindlich-tiefsinnige Mozart hatte sich in der Gunst überlebt und Webers Genius fand zunächst nur durch den ‚Freischütz‘ Einlaß in die Herzen des Volks.

Die bildenden Künste der Zeit konnten in breitere Kreise kaum eindringen; es fehlten dafür noch die Organisationen und die Diversifizierungsmittel der Neuzeit; höchstens die Porträtmalerei fand im Bürgerstand Förderung.

Nur dem Theater dieser Periode war eine weiteste Aufgabe gestellt. So vielen Zwecken sollte es gerecht werden: seine gemalte und bunt eingekleidete Welt sollte den vielen erträumten Idealen den Schauplatz abgeben, sollte das wesentlichste der Trost und Rauschmittel sein, deren das aufgeregte und halb befriedigte Empfinden so sehr bedurfte. Nicht Probleme zu behandeln, sondern von ihnen abzulenken, neutralere, ungefährlichere dafür unterzuschieben, solche, die die überheizte Romanphantasie der Massen in wohlige Schauer der Rührung aufzulösen vermochten: das war es, was von ihm gefordert wurde. Es war erhaben darüber, wie in der Philisterzeit, die platte Wirklichkeit mit moralischem Edelmut aufzuputzen; im Gegenteil: nur Menschen mit außerordentlichen Schicksalen wollte es darstellen — aber in der bengalischen Beleuchtung romantischer Phantastik. Die Wirklichkeit war überhaupt verboten; sie interessierte auch kaum: in Ernst und Scherz neigte man zum Außergewöhnlichen, Sensationellen. Da man sich selbst vom Heldenstum ausgeschlossen sah, entzündete man den resignierten Willen an dem von ungeheuren, absurden Schicksalen umgetriebenen Menschen. Aber auch bei den Nachtigaltrillern einer Operndiva geriet man in die ekstatischen Verzückungen höherer Offenbarungen; und ebenso versank die wirkliche Welt ins leere Nichts unter dem Sylphidenschritt einer ‚göttlichen‘ Tänzerin. Das Interesse für Theatervorgänge verschlang jedes andere und wendete sich zudem in dieser Zeit mehr und mehr von der Sache, vom Drama, den Personen der Darsteller zu, die es früher kaum zur bürgerlichen Achtung hatten bringen können. Jetzt umkleidete der romantische Nimbus Schauspieler, Sänger, Tänzerinnen, Virtuosen; sie waren die „genialen“ Erscheinungen der Zeit, die man ungestraft bewundern durfte. In den Zeitungen herrschte die Theatermanie derart vor, daß man glauben konnte, Deutschland werde von den Brettern aus regiert und aus den Stuben der Rezensenten. Weit davon waren die Zustände tatsächlich nicht; in den zwanziger Jahren bildete in Berlin der Wettstreit zwischen der italienischen und der deutschen Oper den Mittelpunkt aller Tagesfragen; und während von Frankreich her die Anzeichen der sich vorbereitenden sozialen Revolution täglich deutlicher wurden, so daß die reaktionären Wäch-

ter der bürgerlichen Ordnung bei uns eigentlich sehr ernst hätten beschäftigt sein müssen, war in den Berliner Ministerhotels das gute Wetter davon abhängig, ob die Erkältung der Demoiselle Sontag nachgelassen oder sich verschlimmert habe und ob die Taglioni tanzen werde oder nicht. „Sie wird tanzen“, schrieb jener Tage Herr von Rochow an den Generalpostmeister von Nagler, „und somit große Freude und Beschäftigung vollauf. Die Mimik der Grazien der Taglioni hat die drohenden Zeichen der Zeit verdrängt“.

Endlich also eine Glanzzeit des Theaters, endlich also diese Kunst ein Faktor des öffentlichen Lebens! Sie war den bürgerlichen Gewohnheiten eingeordnet worden, und hoch und niedrig lebte in ihrer fiktiven Welt. Damit aber wurde sie nun auch vollständig abhängig von der Beschaffenheit der Gesellschaft; deren Schicksal wurde unbeirrbar das Schicksal des Theaters, ihre Laune seine Laune, ihre Mode seine Mode. Das ist für unsere Betrachtung das bedeutungsvollste Ergebnis dieser Zeitstrecke.

\* \* \*

Mehr noch als für die Epoche der Klassiker gilt für die ersten drei Jahrzehnte, die ihr folgten, daß die in ihnen geleistete ernsthafte Kulturarbeit den Geschmack und die Bedürfnisse der Menge wenig beeinflusst hat. Das öffentliche Bedürfnis war nicht dazu angetan, die Errungenschaften auf den Gebieten der Philosophie, der Geschichte, der Rechtswissenschaften der Allgemeinheit zugute kommen zu lassen. Wenn der rasch entzündete Treitschke sagen konnte: „Das Jahrzehnt nach Napoleons Sturz wurde für den ganzen Weltteil eine Blütezeit der Wissenschaften und Künste, die Völker, die soeben noch mit den Waffen aufeinander geschlagen, tauschten in schönem Wettstreit die Früchte ihres geistigen Schaffens aus; wie nie zuvor war Europa dem Ideal einer freien Weltliteratur, von welcher Goethe träumte, so nahe gekommen. Und in diesem friedlichen Wettkampf stand Deutschland allen voran“, so werden von ihm eben nur die einzelnen erfreulichen Erscheinungen in starkem Optimismus verallgemeinert. Denn die geistigen Resultate, die er im Auge hat, standen nach allen Zeugnissen, die sonst über diese Zeit sprechen, nur im Austausch exklusiver Kreise der Gelehrten, die angesichts der Verhältnisse mehr und mehr einen kosmopolitischen Charakter angenommen und den demokratischen ihrer Vorgänger aus dem achtzehnten Jahrhundert aufgegeben hatten.

Das beste, was man wissen konnte, durfte man den Buben eben immer noch nicht sagen und wollte es auch kaum mehr. Wohl aber gruppierten sich in diesen „esoterischen“ Gesellschaftskreisen um



einzelne hervorragende Persönlichkeiten die Anfänge einer neuen „sozialen Auslese“, die unter wachsendem Einfluß sich rüstete, eine neue Aristokratie in dem bürgerlichen Jahrhundert zu repräsentieren. Die erfreulichste gewiß, die es hervorgebracht hat, da sie sich vorderhand auf Bildung mehr stützte als auf Reichtum. Als „Gesellschaft“ jedoch gewann diese neue Auslese ihren eigentümlichen Charakter durch die Beimischung des reichen, gut vorgebildeten und nun auch bürgerlich emanzipierten Judentums. Eine Reihe hochgearteter Frauen jüdischer Abkunft hatte den Anstoß zu dieser Neubildung gegeben; durch Heiraten mit bedeutenden Männern der Literatur und Kunst hatten sie den Ring des alten gesellschaftlichen Bestandes schon gesprengt, als die politische Emanzipation nun auch ihren ganzen Anhang befreite. Aus den Salons der mit jüdischen Frauen verheirateten Literaten, Gelehrten und Künstler nahmen die geistig begabten Anverwandten den glattgeebneten Weg in die Öffentlichkeit. Und wie die jüdischen Frauen erschienen auch die Männer mit nicht zu übersehendem Vorsprung auf dem Plan: denn nicht Reichtum hatte jenen ihren Platz erobert, sondern die größere, von der philiströsen Erzogenheit der bürgerlichen Elemente angenehm absteckende freiere Bildung.

Und das war natürlich: die bis in das erste Jahrzehnt des Jahrhunderts fast überall bestehende Rechtlosigkeit der Juden, die bürgerliche Acht, die sie getragen, die beleidigende Bedrückung, die sie erfahren, hatten die jüdischen Kreise frühzeitig zu reger Teilnahme an den Kulturfragen der Zeit veranlaßt. Obwohl streng verschlossen, war das jüdische Haus der Gebildeten schon in vielen Generationen ein Sammelpunkt geistiger Interessen gewesen, durch die man sich für die Ausschließung vom öffentlichen Leben schadlos zu halten gewußt. So hatten lange duldsame Erfahrungen, gemeinsam mit den Rasseigenschaften, die nun in den Wettbewerb um Kultur Eintretenden gelehrt, unter den die Zeit bewegenden Ideen eine kluge Auswahl zu treffen, sich vor Extremen zu bewahren, wodurch sie ersichtlich eine in mancher Hinsicht besser erzogene Kraft aus der Bildung des philosophischen Jahrhunderts gewonnen hatten als die älteren aristokratischen Klassen.

Dielen Vorurteillosen unter den Gebildeten und den Angehörigen höherer Stände war es längst bekannt, wie viel mehr Reiz die Häuser der jüdischen Bankiers aufwiesen als die des nüchternen, kunstfeindlichen Adels und des bürgerlichen Philistertums. Hier war nichts von der puritanischen Öde zu bemerken, die in dem christlich-bürgerlichen Haushalt die Regel war; das reiche jüdische Haus besaß schon im vorigen Jahrhundert einen warmen, behaglichen Komfort, der des künstlerischen Schmutzes nicht entbehrte. Philosophie, Literatur

und Musik waren heimisch in ihm, die Bildung der Familienmitglieder, namentlich aber der Frauen und Töchter, war eine unstreitig höhere als in der übrigen Gesellschaft. Als sich nun diese Zirkel dem geselligen Verkehr öffneten, fand in ihnen der Künstler, der Schriftsteller, der Gelehrte eine ganz ungewohnte geistige und gesellige Anregung. Für unsern Gegenstand aber besonders bemerkenswert ist es, daß durch die Etablierung der jüdischen Gesellschaftskreise der Schauspielerstand bedeutsame soziale Förderung erfuhr; das jüdische Haus war es, das sich zuerst den Damen und Herren des Theaters öffnete, die damals noch nicht einmal als „Damen und Herren“ im gesellschaftlichen Sinne galten. Trotzdem aber — oder eben deshalb — besaßen sie schon Anziehungskraft genug, um bald genug auch den Adel, den Offizierstand, den höheren Beamten in diese „genialen Kreise“ und ihr Treiben zu locken. Prinzen und Minister folgten nun den Einladungen von Leuten, die einige zwanzig Jahre früher noch nicht auf dem Bürgersteig gehen durften.

Aus diesen eigenartigen Gesellschaftszirkeln ist der Einfluß abzuleiten, den für die Folge in den Großstädten das Judentum auf Literatur und Theater ausübte, ein Einfluß, der in den ersten vierzig Jahren des Jahrhunderts, dank der größeren kosmopolitischen Bildung dieser Gesellschaft, durchweg einen besseren Geschmack aufwies, als er in anderen sozialen Schichten damals anzutreffen war. Wenn er später zu einem viel beklagten Übergewicht der jüdischen Plutokratie im Kunst- und Literaturleben auswuchs, so konnte das nur geschehen, weil den sozial so wichtigen Weg einzuschlagen: die auseinanderfahrenden Bildungsinteressen der Zeit in einer „Gesellschaft“ zu sammeln, alle anderen Kreise und Richtungen bisher versäumt hatten — und weiter versäumten. Diese neue Gesellschaft hat nicht, wie man ihr vorwirft, den Zeitgeist korrumpiert; der Zeitgeist fand hier vielmehr allein und zuerst die Bedingungen erfüllt, als soziale „Form“ sich entfalten zu können. Was davon sich sonst in Deutschland vorfand, hatte sich zur Pflege namentlich künstlerischer Kulturinteressen stets ungeeignet erwiesen: Beamtentum, Militär, der adlige Grundbesitz, der Lehrstand und ebenso die Handels- und Gewerbepatriziate in den Mittel- und Kleinstädten, das bildete ebensovielerlei voneinander scharf getrennte Kasten, von denen keine zum ausschlaggebenden Einfluß auf eine soziale Kultur gelangen konnte. In der vom Judentum „arrangierten“ Gesellschaft waren diese Einschränkungen weggeräumt: hier war neutraler und toleranter Boden.

Noch heutzutage ist rückhaltlos zuzugeben, daß das Theater in der jüdischen Gesellschaft die Hauptstütze seiner wirtschaftlichen Existenz findet. Das Parkett jedes Großstadttheaters gibt darüber den

Ausweis. Was man von dem Wert dieses Verhältnisses weiter ableiten muß, das gehört auf ein anderes Blatt und ist im Zusammenhang mit der wirtschaftlichen und geistig-sittlichen sozialen Entwicklung der späteren Perioden zu betrachten.

Doch noch in anderem Sinn ist die gesellschaftliche Emanzipation des Judentums für die Theaterkultur wichtig geworden: vom gleichen Zeitpunkt ab sehen wir das jüdische Element auch in den Schauspielerstand eindringen. Hier stieß anfangs zwar die Neigung der Söhne und Töchter auf heftigen Widerstand selbst solcher jüdischer Eltern, die ihre Salons gern durch die gefeierten Tagesgrößen der Bühne geschmückt sahen; allmählich aber fiel auch dieses auf Tradition beruhende Vorurteil, dem in den jüdischen Rasseigenschaften sogar ein lebhafter Trieb und auch ein großes Maß Begabung gegenüber steht. Bald war nicht mehr von einem Eindringen jüdischer Schauspieler in den Stand zu reden, sondern von einer Überflutung desselben durch solche. Eine Statistik fehlt auf diesem Gebiet; doch dürften die Schauspieler jüdischer Herkunft heute denen anderer mindestens gleich an Zahl sein. Daß sie im allgemeinen an Begabung für diese Kunst mehr mitbringen als der eingeborene deutsche Schauspieler ist unverkennbare Tatsache: alle relativen, das Technische dieser Kunst betreffenden Eigenschaften, ferner aber auch der lebhafteren Phantasie zufallende Bedingungen sind im semitischen Rassencharakter stärker entwickelt als im deutschen und nähern sich denen der Romanen, der geborenen Schauspieler.

Die von dem emanzipierten Judentum durchsetzte neue Gesellschaft war jedenfalls damals der Hauptherd des weltbürgerlichen Geistes in Politik und Kunst; sie bildete das Hauptquartier der gediegeneren literarischen Bewegung und ent sandte für die soziale Emanzipation ihre oft fanatischen Apostel auf die Hochwarten der Kultur, wo sie, im Guten wie im Schlimmen, mit Riehl zu reden, allezeit voran waren, „die Lichter zu verlöschen und die Feuer zu entzünden“. In Börne und Heine lebten die beiden hervorragendsten Pioniere dieser Richtung, die den in Frankreich früher gereiften Geist der sozialen Reform der deutschen Heimat vermittelten. Hier aber herrschte im Hauptlager dieser neugebildeten Gesellschaft als Führerin die denkwürdigste Jüdin, die seit den Tagen Deborahs, Esthers und Judiths dieser Rasse entsprossen war: Rahel von Darnhagen. Ihre bestimmende Persönlichkeit, ihr auf Harmonie des Lebens gerichteter Einfluß bewirkte in ihren Kreisen eine wirklich geistige Kultur, die sich wohlthuend abhob von der Versumpfung, in die der Mystizismus und die Charakterverlogenheit der Pseudoromantiker und das phrasengeschwellte Demagogentum der Liberalen das Milieu jener Tage versenkt hatten. Das Erbe, das

sie zu verwalten sich berufen fühlte, war das Goethes, sollte das der Goetheschen Weltanschauung sein. Von ihr, der Goetheschülerin, wurde aufs neue das Lösungswort für die Zukunft ausgegeben, das uns noch so oft — verstanden und unverstanden — aus den Zeitkämpfen entgegenschallen wird: „Einheit von Natur und Geist“, harmonische Lösung der philosophischen, politischen und sozialen Probleme, die das neue Geschlecht bewegten. Was die reifsten Taten der Großfürsten im Reiche der Kunst über die Allgemeinheit nicht vermocht hatten, das wollten diese merkwürdigen Frauen, diese Rahel, Henriette Herz, Bettina von Arnim — und eigentlich nur vermöge der Kraft ihre Persönlichkeiten — auf weite Kreise bewirken. Sie wollten zunächst „wie Goethe leben“: groß, frei und harmonisch. Darum sammelten sie alle Begabungen um sich, deren Wirken geeignet erschien, die christlich-philiströse Weltanschauung durch die Goethesche zu verdrängen. Eine auf das Natürliche gegründete neue soziale Ordnung sollte das Werk krönen. Auch der Helfershelfer entbehrten sie nicht; aber mehr als einer entpuppte sich hinter der Panmaske als ein gewöhnlicher Boß. Andere fanden, daß sich bei der genialischen Maserade ganz gut die reellsten profitablen Geschäfte machen ließen, und daß es noch immer vorteilhafter erschien, ein Kerl im wirklichen Staate zu werden und Einfluß zu gewinnen, als ein Figurant in der idealischen Welt zu bleiben, wo man alles mit Gefühl bezahlte, wo Name und Tat Schall und Rauch war, wo man an eine Inspiration glaubte, „die das Wissen entbehrlich mache, an eine Moral des Herzens, die davon enthebe, die Moral der alten Gesellschaft zu reformieren, an eine Auslehnung gegen die Regel, die die alte Regel bestehen ließ, selbst sie aber umging“, wie Brandes schildert.

Die neue Gesellschaft setzte sich in der Tat durch; aber ihr schwärmerisches Ideal bröckelte ab in demselben Maße, als sie auf reale Verhältnisse des öffentlichen Lebens Einfluß zu gewinnen suchte. Von allen Rationalisten und Skeptikern war es zudem von vornherein belächelt worden. Dieses Ideal mochte für Weimar und Jena gut gewesen sein, in Berlin aber mußte es sich frühzeitig dem vorhandenen Geist, der die Öffentlichkeit bis dahin beherrscht hatte, anpassen. Denn Berlin stand noch immer unter dem Gestirn der Nicolaischen Geistesrichtung; die nüchterne, rationelle Verstandesbildung war hier wieder obenauf gekommen, seit sie ebenso verständig den romantischen Wirrwarr bekämpfte, wie sie sich unverständig und unempfindlich dereinst dem Wirken der klassischen Richtung verschlossen hatte. Bei diesem Zusammenstoß bewährte sich nun die andere Seite der Rasseneigentümlichkeit der jüdischen Intelligenz, ihre große Anpassungsfähigkeit: eine Vermischung des

überschwänglich künstlerisch Genialen und der kritischen, besonnenen Nüchternheit fand statt, aus der schließlich jene Eigenart der modernen großstädtischen Bildung herauswuchs, die für Berlin namentlich charakteristisch wurde und blieb: Ohne die Kraft zu eigenen Idealen doch die Begeisterungsfähigkeit für überkommene Ideale und neben ihr, hart und unvermittelt, eine stets zu Ironie und Satire bereite Stepsis, jede neue Erscheinung fast immer mißtrauisch und ein wenig grundsätzlich befehdend, wenn sie den einmal geschlossenen Ring dieser Bildung zu sprengen droht; im höheren Sinne immer unproduktiv — wie die Gesellschaft Rahels — aber immer des Anspruches voll, jede Produktion nur mit dem Stempel ihres „Licet“ gelten zu lassen. So behauptet sie ihre Herrschaft, für deren Ausbreitung sie aus ihrem Geiste und aus diesen Elementen das wichtigste Machtmittel sich allmählich heranzüchtete: die großstädtische Presse.

In der betrachteten Periode steckte die Presse noch in den Kinderschuhen oder ging, wenn man will, noch in den Ballettschuhen der Theatermanie. Die Kulturfragen wurden damals noch bei den ästhetischen Tees der berührten Kreise abgehandelt; hier auch tauschte man die Erzeugnisse der Wissenschaft und Literatur, die einheimischen und die fremder Nationen, die der modernen Aufklärung dienen sollten, als Kontrebande, die der Öffentlichkeit entzogen bleiben mußte, untereinander aus. Die Gefühle und Gedanken, die man in öffentliche Wirksamkeit umzusetzen durch die Verhältnisse verhindert war, fanden Unterschlupf in weiterschweifigen Briefwechseln und Tagebüchern, die später zu Ausgrabungen literarischer Art willkommenen Anlaß gaben. Kurzum, die Kulturaufgaben der Zeit wurden wie ein Sport in exklusiven Kreisen der Bildung behandelt und, trotz aller Anläufe, über einen ziemlich kryptogamen Individualismus nicht hinausgeführt. Für eine gesunde Kunstkultur, die das ganze Volk umfaßt hätte, fehlte immer noch jedwede Vorbedingung.